

Bestellen täglich
nachmittags mit Anweisung des
Gesamts- und Einzelpreises.

Abonnementpreis
monatlich 50 s., 1/2jährlich 1.50 s.
vierteljährlich 1.00 s., frei ins Haus. Durch
die Post bezogen 1.65 s.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage), durch
die Post nicht bezugsbar, kostet
monatlich 10 s., 1/2jährlich 30 s.

Die Neue Welt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Silbergasse.
Telegraphen-Adresse: Volksblatt Halleaale.

Insertionsgebühren
beträgt für die gewöhnliche
Zeile oder deren Raum
15 s. für Wohnungs-
vermiethungs- und Veranlagungs-
anzeigen 10 s.

Anzeige für die fällige
Nummer müssen spätestens bis
vormittags 10 Uhr in der
Expedition abgegeben sein.

Eingetragen in die Post-
zeitungsliste unter Nr. 7057.

Wort: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 303

Sonntag den 29. Dezember 1893

6. Jahrg.

Eine Jesuitenerkennung

Paris, Weihnachten 1893.

Unterstützt und geleitet von den Bischöfen und Jesuiten bekämpfen die Monarchisten seit 25 Jahren unermüdet die Republik, obgleich ihre Kräfte und Maschinen seit 25 Jahren erbärmlich scheitern; denn je mehr sie die Republik angehen, desto mehr befestigen sie die Republik im Lande. Sie hätten ihren Krieg mit offenem Visir noch lange fortgesetzt, wenn der Papst ihnen nicht eine andere Taktik angetragen hätte. „Schließt Euch der Republik an“ — sagte er ihnen — „schließt Euch selbst dem Sozialismus an — so verleiht er Euch in alle Regierungsgeschäfte einfließen; seid Ihr Herren der entscheidenden Positionen, dann könnt Ihr den Staatsstreik machen, ohne Gefahr für Eure Haut!“ Diese Manöver brachten anfangs in den Reihen der Priester- und Monarchistenpartei Zwietracht hervor, und hätten vielleicht zu einem Bruch geführt. Die Unversöhnlichen stellten sich auf die Hinterbank, nicht weil der Papst ihnen zu perfid und gemein war, sondern weil er ihrer Eingebung nicht pflichtete. Inzwischen nach reiflicher Überlegung bekehrten sie sich doch zu dem politischen Evangelium des Vatikans. Und heute sind die Pfaffen, Royalisten und Monarchisten in „ehrliche Republikaner“ verwandelt, und haben einen inbrünstigen Glauben an die Republik, als wenn sie ihn mit der Nadel gestichelt hätten.

Die pfäfflich-monarchistischen Herren rechneten also: was das Königtum und das Kaiserreich in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet hat, das sind die Fehler und Verbrechen der Menschen, welche Vertreter dieser Regierungsformen waren. Beschimpfen und beschmähen wie die hervorragenden Persönlichkeiten der Republik, schleichen wie die durch den Kot, und das Volk wird schließlich vor der Republik ebenso tiefen Ekel empfinden, wie früher vor der Monarchie.

Die Aufgabe ward ihnen leicht gemacht. Die Opponenten, denen 1878 die Regierung zufiel, trieben solch schmachvolle Drogen der Spekulation, benutzten ihren politischen Einfluß so schamlos zu den skandalösesten Geschäften, daß sie den Verworfenen ganze Wagenladungen von Skandalen lieferten, um die Republik und die Republikaner zu entehren. Um das Glück vollständig zu machen, kam gerade zu gleicher Zeit der Zusammenbruch der Panama-Gesellschaft. Abgeordnete, Senatoren, Minister, Journalisten aller Parteien, Freimaurer und Pfaffen, Damen der Welt und Damen der Halbwelt, Entel der Kreuzritter und Emporkömmlinge von gestern — alle hatten mit vollen Händen den goldenen Panamaflot hinuntergeschlungen; Leute der verschiedensten Interessen und Gesellschaftsklassen, von der verschiedensten Erziehung und den entgegengesetzten Bestrebungen, hatten sich brüderlich vereinigt zu gemeinsamer Beteiligung an dem großen Panamaraub. Aber die Arbeiter arbeiteten auf verschiedene Weise. Während Arton und Souligou in den Kreisen der Republikaner ihre Thätigkeit entfalteten, widmete Cotti sich den monarchistischen Kreisen. Als die Jesuiten die Überzeugung gewonnen hatten,

daß Cotti nicht reden würde, und nachdem sie ihn vorsichtshalber nach Orléans verbannt hatten, begannen sie ihr Werk der Anstiftung. Der boulangeristische und reaktionäre Abgeordnete Delahaye wurde beauftragt, den Schmuckkoffer zu leeren. Floquet, Freycinet, Rouvier, Maret, Roché und viele andere wurden promittiert. Die Hauptführer der republikanischen Partei waren unmöglich geworden, entehrt. Gewiß, der neue Schlag war gelungen, die Republik in der öffentlichen Meinung verloren! Und in der That: keine monarchische Regierung hätte eine solche Ausstellung von Standalen aushalten können. Aber die Republik hat dieser Schmutz-Überlieferung getrotzt, und die Wahlen des Jahres 1893 haben gezeigt, daß das Volk die Republik nicht für die Unmündigkeit der republikanischen Führer verantwortlich macht. Die Jesuiten hofften, daß die Wähler in hellen Haufen für die Monarchisten stimmen würden, welche die unbedeutende Tendenz in ihrer Person verkörpert. Groß war ihre Enttäuschung: die unverschämtesten und durch Republikaner und Sozialisten erregt. Delahaye blieb als Zeuge auf dem Wahlschlichter.

Dieses schamhafte Fiasko brachte die Priesterpartei außer Fassung, und doch ihre einzigen politischen Waffen die Verleumdung und Heuchelei. Sie war ganz ratlos. Nach einer Zeit der Verwirrung hat sie ihren Weg wiedergefunden und Präsident Faure, der ihr Kandidat und ihr verwöhnter und verhasstes Kind gewesen, dient ihr als Zielweibe: die Jesuiten hatten geglaubt, sich seiner als Werkzeug bedienen zu können. Aber Faure ist ein schlauer Geschäftsmann, der auch sein Privatinteresse niemals aus dem Auge verliert. Er verstand sich wohl dazu, den Pfaffen und Bischöfen öffentlich Verpöndlungen zu geben und Liebenswürdigkeiten zu sagen; aber das waren für ihn nur reine Höflichkeitserweisen, die jeder Krämer gebraucht, um seine Kunden über den Wert der Ware zu täuschen. Sobald die Jesuiten ihn durchgehauen hatten, beschloßen sie seinen Unergegn, und sie stellten gegen ihn ihre Kandidaten ins Feld: Delahaye und den Antikeniten Drumont.

Seit länger als einem Monat spricht man in den Wandelgängen der Kammer und in den Redaktionen der Zeitungen von schwerem Beweismaterial gegen Faure, und ein Royalistenblatt der Provinz jagte Ende November: „Wenn Grevy wegen seines Schwieger Sohnes gezwungen war, das Chryse zu verlassen, wird Faure in ebendiesem Notwendigkeit durch seinen Schwiegervater verurteilt.“ Es wurde dann erzählt, er hätte die Tochter eines Bantrouiers geheiratet, der in Spanien gestorben sei; wohin er sich, um dem Dago zu entgehen, geflüchtet habe; eines seiner Opfer habe die Geschichte enthält. Und das Blatt versichert, daß die Wittig der Tochter des Bantrouiers die Quelle des Reichthums des Präsidenten geworden sei. Frankreich, so sagen die Jesuiten, und Drumont wiederholt es, kann nicht von dem Mann der Tochter eines Galerersträflings vertreten sein, da man ja den Gedanken, die nur einen ganz winzigen Teil der Staatsmacht darstellen, nicht gestattet, die Tochter

eines auch nur zu drei Tagen Gefängnis Verurteilten zu heiraten.

Aus Angst vor dem Ministerium Bourgeois, das den Panamafandal wieder ans Licht zieht und die Mächtigen verurteilt, die Regierung's und Beamtenfreise von allem Schmutz zu läutern, verbündeten sich die Opportunisten mit den Jesuiten unter Führung eines Keinachs, Rouvier und anderer Heuchelner. Sie glauben schon so seltsam an den Sturz des verhassten Faure, daß man in den Wandelgängen der Kammer bereits über seinen unmöglichen Nachfolger sich unterhält. Die Jesuiten und Opportunisten, die selber keinen präbentablen Kandidaten besitzen, hatten an Waldeck-Roussin, den Kandidaten der Reaktionäre bei der letzten Präsidentschaftswahl, gebacht; allein dieser Verteidiger der Panamisten hat so viele standalöse Beschäftigungen auf dem Kerbhoh, daß sie seinen Mißerfolg fürchten; und voller Besorgnis gestehen sie sich ein, daß sie dann nur für Brisson und namentlich Cabanac, die einzig ernsthaft in Betracht kommenden Kandidaten, den Weg ebnen könnten. Und schließlich werden sie nichts anderes erreichen, als daß sie in Cabanac einen für sie viel gefährlicheren Mann, als Faure es ist, zur Präsidentschaft verhelfen haben.

Ein Abgeordneter der Rechten sagte mir 1893, als die Panamafandale in der Kammer löschten: „Alle diese Denunziationen und Angriffe kommen nur der sozialistischen Partei zu gute.“ Das wird auch das Ergebnis der neuen Jesuitenerkennung sein.

Gallus.

Tagesschicht.

Ihren Fortgang nehmen die Erhebungen gegen den „ausgelassenen“ Parteivorstand und gegen die Vorstände der vorläufig geschlossenen Berliner Wahloerine. Auf Montag und Dienstag sind die Mitglieder des Parteivorstands zur Vernehmung geladen worden. Sie haben dem Gericht mitgeteilt, daß sie nicht erscheinen werden, da sie als Reichstagsabgeordnete auf Grund des Artikels 31 der Reichsverfassung während der Session nicht zur Untersuchung gezogen werden dürfen; das Gericht möge sich die Genehmigung hierzu vom Reichstage einholen.

Vom Vaterlandsbank. Im Stuttgarter Neuen Tagblatt war dieser Tage folgender Aufsatz zu lesen:

„Wer gedent der Kriegsernisse? In zwei Kriegswahnenhäulen zu Rösseln in Thür. und zu Ganß in Sachsen. Verjagt der Deutsche Kriegsbund 100 Waisen. Knaben wie Mädchen, welche von den heimgegangenen Kameraden (Leben und hilfs zurückgelassen wurden. Spontanisch streng ist die Lebenshaltung dieser Waislinge, denn die Mittel des Bundes müssen parjam veraltet werden und deshalb bleibt für Weihnachten und Weihnachtsgeldchen garnichts übrig. Wer gedent deshalb im Jubiläumjahr der Siege von 1870/71 der armen Waisen, deren heimgegangene Väter diese Siege errungen hatten? Gütige Bücher, Gebrauchsgegenstände, Spielzeuge, alles kann gut verwendet werden. Wieder Helfer, der du deinen Kindern beschert, gedente auch dieser armen Waisen und sende, was du spenden willst, schickst an das Bureau des Deutschen Kriegsbundes, Berlin W., Kurfirstenstraße 97. Gütig wird dies lauten! Geben hierfür nimmt zur Beförderung an Waffner a. D. Staff. Marienstraße 42.“

Stephan hatte sich gelebt. Sein Korn war verfliegen und er empfand ein gewisses Vermissen. Der Junge machte ein verdächtigtes Gesicht. Er fuug für sich zu sorgen wußte. Es war wirklich behaglich in seinem Schlafwinkel: Eine gleichmäßige angenehme Wärme durchdrachte den Raum; die alten Stollen hatten im Laufe der Jahre ihre Gasse verloren, und dem modernem Solge entsprach ein ästhetisches Parfüm, das mit einem Atom Geurweisse zerlegt schien. Das Holz selbst war von bläulicher Wärmefarbe, und flodiger Schimmel behing es, gleich von Erde und Kerle durchwebten weißen Spitzen; dann wieder wucherten Blige darauf, und Wollen, Nachmittagsmütze u. d. Schmeiblingen laporteten und trocken darzwischen ein seltsam farbloses Stoff unterirdischen Getiers, das nie die Sonne geküßte.

„Über fröhliche Du dich hier nicht?“ fragte Stephan.
„Nur nicht! Ich erkaunte an.“
„Fürchten? Vor wem denn, ich bin ja ganz allein?“
„Hab noch der Tisch gefahren. Der Junge machte ein Solgefeuer. Heßte einen Blot mit dem Tisch dargen, und teilte ein Brot in zwei Hälften. Es war ein entsetzlich gelagertes Mahl, aber von trefflichem Geschmack für einen harten Mann.“

Stephan hatte die Portion, welche ihm der Knabe anbot, genommen und sagte:
„Nur wundert es mich nicht mehr, daß Du feet wirst, während wir wie die Gerippe auskuchen. . . . Aber weißt Du, daß es gemein ist, sich hier zu schaffen, ohne an die Andern zu denken?“
„Warum sind die Andern so dumme?“
„Weil sie nicht Du recht. Du bist zufrieden, denn wenn der Vater von Deinen Häuerdritten hierher, würde er Dir übel mitteilen.“

„Und was thue ich böses? Befehlen uns die Bürger nicht auch? Du hörst ja nicht auf, es uns zu predigen! . . . Dies Brot, welches ich dem Waisent fortgenommen habe, ist doch eher ein Brot, das du freies wegen uns gebü?“
Stephan schweig verlegen. Er betrachtete die herabgekommene Gestalt, die großen Ohren, den spitzen Mund, die grün glühenden Augen dieses Beschäftigten, das wild stüßige Lächeln zum tiefsten Herabzug zurück zu setzen schien. Die Blime, die ihm geboren, hatte ihm den Rest gegeben, indem sie ihm die Beine brach.

„Bringst Du auch Uddia zuweilen hierher?“
„Nur nicht! Ich bringe sie nicht.“
„Die Meise, fällt mir nicht ein. . . . Ein Frauenszimmer, das kann den Mund nicht halten.“ (Fortsetzung folgt.)

Servinal.

Sozialer Roman von Emil Pola.

(Nachdruck verboten.)

Eine schlafte Wengere trieb ihn; er drang bis zur Mündung des Schachtels und sah von dem zweiten Treppenschritt das Licht des Knaben emporkommen; er ärgerte einen Moment, dann ließ er sich ebenfalls an den Zweigen hinab. Er meinte, er werde die ersten fünfzig Meter hinunterrollen, doch bald fühlte er die alte der Ketten unter den Füßen; die obere Strophe brach, wennoich stetig er langsam hinab. Jeanlin mußte nichts vernommen haben, denn noch immer sah Stephan das Licht tiefer und tiefer in den Berg flattern, während der gegenständig verzerrte Schatten des Knaben mit den ungeschickten Verrenkungen seiner schlaffen Beine unheimlich langsam, die Fährten hinabtrieb. Wie ein Pfeil über die schlendern Strophe hinweg. Andere Ketten waren noch in ihrer ganzen Länge fest zwischen den Ängen erhalten; wieder andere gaben inarend noch, als wollten sie brechen. Die Abhänge waren mozig und weich wie Wolke, und je tiefer man hinunterging, um so reichlicher wurde die Sige, welche von dem Kohlenberg emporblühte, trogdem das Feuer des Streiks wegen eingestänkt wurde; denn wenn der Breuer arbeitete, verzehrt er drei- und vierzig Kilogramm Kohle täglich, und niemand hätte dort hinabgehen können, ohne sich zu verlegen.

„Welch ein verdammter Bengel!“ fluchte Stephan. „Wo zum Teufel kriecht er nur hin?“
Seine Stiefel rutschten auf dem glatten Solg; schon zwei Mal hatte er fast das Gleichgewicht verloren. Wenn er weiter und ein Licht gehabt hätte! Aber in der fallenden Beleuchtung sah Jeanlins Aufgangsweg frei er jeden Augenblick sehr und tief abwärts, in die Tiefe zu flüchten.

Schon mochte er zwanzig Meter zurückgelegt haben und noch immer sah das Licht unter ihm tiefer hinab. Er begann zu wanken: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig immer weiter ging's bergab. Eine feurige Höhe umgüllte seinen Kopf, und was er, als Krieger in einen benennenden Schlot. Wühlig verstand Jeanlins Licht in einem Seitenstollen. Stephan hatte dreißig Schritte gerollt, sie mußten zweiunddreißig Meter sein.

„Was wird er jetzt machen? Wahrscheinlich vertritt er sich in die Vertiefungen.“
Aber die Galerie, welche links zu den Ställen führte, war verschüttet; Jeanlin bog rechts in einen Gang. Fiebermäße flohen auf und hängten sich an die Decke des Gewölbes. Stephan mußte sich beugen, um den Waidern nicht zu verlieren; aber während jener Zeit durch die engen Wege schloste, konnte er nicht nur mühsam vorwärtsbringen, denn unter der Last des Berges hatten sich die verlassenen Strecken zusammengedrückt, enger sich täglich mehr, bis der nachdringende Feis sie ganz verdrückt hatte. Die Stützen bogten und brachen, rissen ihm die Haut mit ihren schweren Brüchen und drohten, ihn aufzubiegen.

Er suchte jetzt auf den Aemern oben; eine Schwar aufsteigter Katten lief ihm über die Hände, über Nacken und Rücken.
„Werden wir d. n. endlich da sein?“ fragte er halb laut.
„Sie waren angelangt. Nachdem sie wohl einen Kilometer zurückgelegt hatten, weitete sich plötzlich die Galerie, und ein prächtig erhaltener Stollen that sich vor ihnen auf. Jeanlin stellte sein Licht zwischen zwei Steine und legte sich mit zufriedener Behaglichkeit nieder. Je jemand, der endlich zu Hause ist, auf einem Feuertage wieder. Ein Tisch, aus alten Brettern gefornit, stand vor ihm; darauf lagen Zwiele, Brot, kleinen Fleischbrot, allerdings ungenießbares Döbstaub. Selbst hier unverdorrene Gegenstände gab's: Seife, Wäsche, die nur aus Luft am Raube geflohen worden. Und zwischen all diesen Sachen sah Jeanlin und wendete kein Auge an den heimlichen Schächeln.“

„Gut mal. Du gewöhnlicher Vater.“ rief Stephan, „Du thust Dir hier glücklich, während wir oben verdursten.“
Jeanlin zitterte furchterhart; aber als er den Pensionär seiner Eltern erkannte, beruhigte er sich schnell und fragte:
„Wollt Du mit mir gehen?“
„Wollt Du mit mir gehen?“
„Er hielt den Tisch noch in der Hand und schaute nun mit einem neuen Messer den Fliegenkamm davon ab. Es war eines jener kleinen Dolchmesser, mit höherem Griff, auf dem Spürde oder Abwägungen ließen. Stephan sah die Worte „Aus Udd.“

„Du hast ein hübsches Messer!“ antwortete er endlich, allerdings ungenießbares Döbstaub. „Selbst hier unverdorrene Gegenstände gab's: Seife, Wäsche, die nur aus Luft am Raube geflohen worden. Und zwischen all diesen Sachen sah Jeanlin und wendete kein Auge an den heimlichen Schächeln.“

„Ein Geschenk von Uddia“, erwiderte Jeanlin, verzog aber hinzuzulegen, daß sie es auf kein Geschenk einem Krämer von Womfou vor dem Wirtshause „Zum abgedünnten Kopf“ geflohen hatte. Er fuhr fort, seinen Tisch zu reinigen, dann sagte er:
„Wird wahr, es ist hübsch bei mir? Etwas wärmer als oben.“

Herr Kunze, Inhaber der Kaisersäle, gr. Ulrichstraße, hat sein unserer Partei gegebenes Wort aufs schändeste und ohne jeden Grund gebrochen und verweigert der Sozialdemokratie die Vergabe seines Saales zu Versammlungen, nachdem er durch Abhaltung vieler Arbeiter-Vergnügen stark unterstützt worden ist.

Zur Diätenfrage.

Auf andere Weise als bisher ist in der diesjährigen Reichstagsession die Diätenfrage angeschnitten worden. Als Herr von Stumm garnicht mehr wußte, auf welche Weise er die Sozialdemokraten zu Leibe rücken sollte, da rief er unserer Fraktion unter dem Gelächter des ganzen Hauses zu: „Sie gehören eigentlich garnicht in den Reichstag hinein.“ Das Gelächter zwang Herrn von Stumm, sich näher zu erklären, und es kam heraus, daß die Bezüge, welche unsere Abgeordneten aus Parteimitteln erhalten, von Herrn von Stumm als Diäten im Sinne des Art. 32 der Reichsverfassung angesehen werden. Dasselbst heißt es: „Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Belohnung oder Entschädigung beziehen.“ Darauf sich stützend weist Herr von Stumm unsere Fraktion aus dem Reichstage. Stumm war von dieser Tirade zu Besuch bei Bismarck, und ist es leicht möglich, daß man ihm dort vielen Schachzügen gegen uns ins Ohr gestiftet hat. Das Stumm mit seinem Scharfmacher Gluck haben wird, ist zu bezweifeln. Es ist nämlich nicht das erste Mal, daß auf diese Weise den Reichstagsabgeordneten ihr Mandat verwehrt worden ist.

Im Jahre 1881 war es die Fortschrittspartei, welche ihren Abgeordneten, die außerhalb Berlins wohnten, je 500 M. Entschädigung für die Erstion zubilligte. Bismarck, welcher seine politischen Gegner immer persönlich zu verfolgen pflegte, ließ auf Grund einiger Paragrafen des allgemeinen Landrechts, nach welchen der Fiskus berechtigt ist, den verbotenen Gewinn aus einem Geschäft, welches gegen ein ausdrückliches Verbot käuflich, von dem Empfänger zurückzuverlangen, Klage gegen fortschrittliche und sozialdemokratische Abgeordnete anstrengen. Die Landgerichte wiesen aber die Klage ab, da sie in dem Empfang von Entschädigungskosten für den Aufenthalt in Berlin kein Geschäft erblicken konnten. Dagegen ließen die Oberlandesgerichte mit sich reden und ebenso das Reichsgericht in Leipzig, und so kamen die Verurteilungen vom Jahre 1886/87 zu stande. Genommen werden konnte das Mandat den betr. Abgeordneten selbstverständlich nicht, wohl aber wurden sie von Herrn v. Bismarck ganz unangenehm chikanirt. In seiner Revisionsschrift bemerkte damals Justizrat Dr. Braun als Vertreter der Angeklagten:

„Die gegenwärtigen fiskalischen Projekte werden, sie mögen ausfallen, wie sie wollen, nicht im Stande sein, zu verhindern, daß Männern, von denen man glaubt, daß sie sich um das Gemeinwohl verdient gemacht oder bemessenlicher Verdienst haben, von ihren Mitteln einen freiwilligen Gaben, Ehrenschenkung, Spende, Eulianen, — oder wie man es sonst nennen will, herabgebracht werden. Denn es ist ja nicht nötig, damit das Wort oder der Begriff von sogenannten Diäten zu verbinden. Keine Nation der Erde kennt ein Verbot solcher freiwilligen Spenden. Deutschland wird am wenigsten geneigt sein, solches zu erlassen. So lange aber nicht geschieht, helfen tausend Wege offen, um den Klagen des Fiskus zu entgegen.“

Die damaligen Verurteilungen waren nicht nur formell rechtskräftig, sondern zeigen auch, wie die Richter schmerzhaft den Nachhaken zuliebe die Geheiß nicht nach dem Willen der Gesetzgeber, sondern nach ihrem eigenen Ermessen drehen und drehen. Denn der Verfassungsentwurf, welcher den Bezug von Diäten verbietet, bezweckte nach dem ausgesprochenen Willen des verfassunggebenden Reichstages nur das Verbot von Diäten aus öffentlichen Kassen. Ganz besonders war es der Abg. von Bennigsen, der die Verfassungsbekanntmachung so ausgelegt wissen wollte. Derselbe führte in der Sitzung vom 15. April 1867 aus, daß die Zahlung von Entschädigung an einen Abgeordneten aus Parteimitteln nicht ausgeschlossen sein solle, wohl ausgeschlossen sein könne. Auf denselben Standpunkt stellte sich Bismarck, der auf einen direkten Hinweis, daß ein Verbot der Ausübung einer Entschädigung nicht in der Verfassung stehe, erklärte: „Es liegt in der gesamten Lage unserer Gesetzgebung, daß die Regierungen ohne eine strafgesetzliche Unterlage nur demjenigen etwas verbieten können, dem sie etwas zu beschließen haben.“ Trotz dieser klaren und unabweislichen Auslegung des Artikels 32 der Verfassung kam es zur Verurteilung vieler Reichstagsabgeordneten. Der Geist dieser Prozesse war auf die Parteien, die den Verurteilten angehörten, nicht anders, als daß die öffentliche Meinung sich auf ihre Seite schlug.

Wenn nun nach einem Decennium unter Herrn von Stumms's Klage das gleiche Schauspiel wiederholt werden soll, uns soll es freuen. Der Reichstag würde bei seiner heutigen Zusammenkunft, wie schon so oft seit seines 28-jährigen Bestehen, mit Majorität für die Einführung von Reichstagsdiäten eintreten, welche bis jetzt immer noch von den Regierungen verweigert worden sind. Ernst ist Herr von Stumm und sein Anhang nicht mehr zu nehmen, wenn sie ihren Kampf gegen die Sozialdemokratie mit Waffen führen, die weder für noch gegen sie noch wichtig sind. Denn wenn's weit käme, würden einige Abgeordnete wieder verurteilt, dem Fiskus eine gewisse Summe nachbezahlen zu müssen, aber ihr Mandat ihnen nicht aberkannt werden! Das soll also angeht nicht hier herein? bedeuten? Es geht nur die ökonomische Wut des Scharfmachers und es steigt dem Volke die Klagen über Diebstahl, welche die alte Reichsdiätenpolitik nicht zu verhindern vermochte. Der alte Herr Stumm, welchen der Meinerwert, den seine Arbeiter produziert haben, welchen also fremde Arbeit zu dem

gemacht hat, was er heute ist und gilt, dieser Herr hat den Mut, unseren Vertretern im Reichstage zu sagen: „Ihr gehört nicht hier herein!“ Herr von Stumm hat schon viel Aufsehen erregt mit seinen von Unternehmernamung erfüllten Reden, unbetroffen aber ist neben seinem Scharfmacherverstand auf den Kaiser seine Ausbreitung aus dem Reichstag.

Buddha und Prof. Knackfuß.

Ueber Buddhismus, der durch die Knackfuß-Walerei als eine Religion der Zerstörung und Barbarei dargestellt wird, giebt das im Verlage von Writen u. Co., Nürnberg, erscheinende „Volkslexikon“, herausgegeben von E. Wurm, folgende klare Schilderung:

Der Buddhismus, der vom Norden Ostindiens als Opposition gegen den Brahmanismus ausgegangene Religionslehre des Buddha, ist eine der großen Weltreligionen. Buddha, d. i. der Erläuterer, Erwecker, bedeutet im Sanskrit einen der durch die Erkenntnis der Wahrheit und Ausübung guter Werke zur Erlösung von den Banden des Daseins gelangt ist und vor seinem göttlichen Entschwinden aus der Welt die zu dieser Erlösung führenden Lehren der Welt mitteilt. Solcher Buddhas hat es nach buddhistischem Dogma unbestimmt viele gegeben. Der einzige historisch nachweisbare ist aber der Sohn eines Königs Siddhahtha in Kapilavastu an den Vorhöfen des Himalaja, Namens Siddharta, aus dem Kriegesgeschlechte der Saka, oder, wie er sich selbst nannte und daher am häufigsten genannt wird, Sattamuni, d. h. Einsiedler der Saka, weil er sich von Jugend an durch einen starken Hang zur Einsamkeit ausgezeichnet haben soll.

Der Sage zufolge war er in seinem 29. Lebensjahre durch ein trauriges Ereignis zum Nachdenken über das menschliche Elend angeregt worden, entliete dem Thron, zog sich in die Einsamkeit zurück und erlangt hier eine neue Heilslehre, die er, 45 Jahre lang ganz Indien als Weiler-Prediger durchziehend, dem vom Brahmanentum aus äußerste bedrückten Volke verkündete. Er vertrat das harte Kastenwesen mit seinen grausamen Vorschriften, die erblosen Wiedergeburt mit allen ihren Beirungen, verließ vielmehr allen das Eingehen in die ewige Ruhe im Schoße des Urgeistes, ein Zurücksinken in das Nichts. Buddha soll 80 Jahre alt geworden und 643 v. Chr. gestorben sein. Er war ein Zeitgenosse der sieben Weisen Griechenlands. Schriftliches hat er nicht hinterlassen.

Das Wesen der buddhistischen Lehre läßt sich in die sogenannten vier Wahrheiten zusammenfassen: 1. der Schmerz ist vom Dasein unzertrennlich, folgt also aus diesem selbst; 2. das Verlangen nach Befriedigung der Existenz, d. h. die Wünsche, Leidenschaften erzeugen den Schmerz, also die Uebel des Lebens; 3. folglich hört der Schmerz auf, wenn diese Befriedigung, und am sichersten, wenn das Dasein selbst aufhört; 4. um zu diesem Ziele zu gelangen, müssen Gelüste, Begierden u. s. möglichst unterdrückt und gänzlich abgetödtet werden. Denn die Veranlassung zum Leben und somit zum Leiden liegt in sinnlichem Thun und Geschehen — deshalb ist als Strafe Abkühlung durch die Verden des Lebens erforderlich. Wer aber den Weg der Enttugung nach Buddha wandelt, der merkt die Veranlassung zur Sünde. Das Ziel alles Erdendaseins erblickt der Buddhismus mithin in einem völlig thatenlosen beschaualichen Leben. Dadurch wird der Lebenstrieb gedämpft und allmählich zum Erlöschen gebracht wie das Licht einer Lampe verlischt. Dieses Ausgelöschtwerden und Verwehen des Lebens heißt Nirwana u. a. Da aber Sattamuni den Vortrag seiner Lehre den geistigen Fähigkeiten seiner Zuhörer angepaßt haben soll, sie selbst aber vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. nicht ausgezeichnet wurde, so ist ihr wahrer Sinn in manchen Punkten streitig und auch über das Wesen des Nirwana gehen die Meinungen auseinander, so z. B. wird es auch bloß als „innerer Friede“ dem „Gottessiege“ des Evangeliums gleichgesetzt. Bei Reuebefehrungen wird Nirwana einfach als „Befreiung vom Schmerz der Existenz“ ausgelegt. Buddha läßt sich nicht weiter darüber aus, sondern „es genüge zu wissen, daß Nirwana von Gefahren befreit, Sicherheit ohne Furcht gewährt und Glückseligkeit verleiht.“

Seiner Grundanschauung zufolge empfahl der Buddhismus höchste Milde nicht nur gegen Menschen, sondern selbst gegen Tiere, deren Tötung sogar unterlag. Daher wandten die Buddhisten selbst dort, wo sie in der herrschenden Leberzahl waren, gegen ihre erbitterten Feinde, die Brahmanen, keine Repressalien an, so daß, nachdem der Buddhismus bereits im 4. Jahrhundert vor Chr. unter König Asoka Staatsreligion geworden war und so mächtige Fortschritte machte, daß der Brahmanismus ihm unterliegen zu müssen schien, dieser, der mit Feuer und Schwert wüthete, den Buddhismus 600 n. Chr. doch wieder vollständig aus Indien verdrängt hatte. Jetztutage leben nur etwa 3 Millionen Buddhisten in Indien. Aber der Buddhismus willig neue Wurzeln und gründete sich eine neue Heimat in Tibet, so daß er zur Zeit etwa 400 Millionen Bekenner auf dem Erdballe zählt.

Freilich war der Buddhismus nicht weniger als geeignet, die Leiden der zu ihm sich bekehrenden Menschheit durchgreifend zu lindern. Zwar äußerte er insofern eine gute Wirkung auf das öffentliche Leben, als man ihm die Schonung des Lebens der Kriegesgefangenen zu verdanken hatte,

wie denn auch die Bewohner erobeter Länder nicht mehr nach eisernen Landstrecken hinweggeschleppt wurden, aber gegen das Kastenwesen und den damit zusammenhängenden einwurzelten Despotismus vermochte er nichts auszurichten, wenn er jenseitig auch seine schroffe Spitze genommen hatte. Auch die Sklaverei aufzuheben, war er natürlich nicht im Stande. Wie hätte auch eine so sanftmütige, weltabgewandte, höchst Enttugung erwerbende Lehre gegenüber den größtenteils militärischen Zuständen und sehr positiven Impulsen, wie sie in der unerläßlichen Sier nach Besitz und Macht gipfelte, unmittelbar praktisch, weltliche Erträge erringen können! Ist doch der Buddhismus die einzige Religion, die in der Erlösung Anhängelänger kein Wort verlohren hat! Ueberdies hat sich der Buddhismus nicht lange in seiner Kleinheit und Einfachheit erhalten, indem er, gerade wie andere Religionen auch, alsbald durch Mythologien, Ephemum und allerlei abergläubische Intermezzen und Gebrauche, welche vom brutal-egoistischen Interesse des Priesterthums geschaffen wurden, getrübt und arg entstellt wurde. Aber auch in seinen euklektischen Formen ist der Buddhismus noch jetzt einem günstigen Einflusse, insofern die Ermutterung zur Tugend stets einen ungeheuerlichen Beihilfe dieser Lehre bildet. Zunächst war es schon eine eigentliche Verlebung der ursprüngliche atheistischen buddhistischen Grundlehre (die daher mehr einen logischen als einen religiösen Kern hatte), daß sie, in der die „Weisheit“ des Brahmanentums ins Nichts umschlug, nichtseidenerer alsbald zur Vergötterung ihres Urhebers fortschritt.

Da ferner im Buddhismus gar keine sichtbare Kirche vorhanden war, ohne welche Religionen nicht wohl bestehen können, so entstand als einziger Ersatz derselben ein so zahlreicheres Mönchsstum. Sowohl in China und Tibet, wie auf Ceylon wimmelte es von buddhistischen Klöstern. In China ist der Buddhismus (Fukismus, weil Buddha hier Fu, Fu heißt) 65 n. Chr. unter Kaiser Mingti eingeführt worden. Die Zahl der Buddhisten wird heututage dort auf etwa zwei Drittel der Bevölkerung geschätzt, und zwar sind die ärmeren Schichten Buddhisten. Der buddhistische Gottesdienst in China ist dagegen äußerst primitiv. Der oberste Priester heißt Dalai Lama. Ein Hauptmittel, dem Buddhismus so große Scharen zuzuführen, war in China (und Hinterindien) die Einführung einer „Region der Freude“ als Belohnung untergeordneter Strafen, deren Bewohner den Wiedergeburt nicht mehr unterworfen sind. So wird ein „Paradies im Westen“ (Sutavanti) gelebt, das als höchste Terrasse der Welt gedacht wird, wo alle Gegenstände von sinnlicher Schönheit verjammelt sind. Die dort geborenen Menschen führen in jeder Beziehung ein glückliches Leben, weshalb es höchster Wunsch jedes Gläubigen ist, dort wiedergeboren zu werden. Dies ist das Nirwana des armen Volkes, dogmatisch-philosophisch aber gilt es als eine „Vorstufe“ des Nirwana; andererseits giebt es leicht einkalte unter einander befindliche Höllen.

In Ceylon wurde der Buddhismus 307 n. Chr. eingeführt, er ist die herrschende Religion der Eingeborenen, unter der sich die Insel zur höchsten Wille erhob. Noch heute besteht dort der Aberglaube, das Land sei im Besitze des linken Augenspalms Buddhas, der als Heiligum und Schutz Ceylons gilt. Von hier drangen der Buddhismus und indische Kultur nach Hinterindien vor. — In Japan griff der Buddhismus Mitte des 6. Jahrhunderts platz; unter der Kaiserin Suiko Teno (593—628) gelangte er zur unbefristeten Herrschaft. Nach Korea war er bereits im 4. Jahrhundert verpflanzt worden. Namentlich die arbeitenden Klassen Japans machte er Bedürfnislos und gleichgültig gegen ihre Entbehrungen. — In Tibet ist der Buddhismus erst 629 n. Chr. verbreitet worden, seine charakteristische Form, in der er zur herrschenden Landesreligion geworden, hat er jedoch erst im 14. Jahrhundert durch den Mönch Tsongkapa erhalten. Doch wird nur der Glaube an einen „Buddha“ überhaupt verlangt, indem jeder Mensch die Erlösung werde erreichen können, so daß auch in Zukunft noch Buddhas auftreten werden: ein solcher Buddha besitzt höchste Intelligenz und größte, unerreichte Kraft.

Wichtig ist die Weichte geworden. Da nämlich durch das ursprüngliche reumütige Bekenntnis des indischen Buddhismus die Sünden nicht getilgt und gesühnt wurden, so änderte man das Dogma, ließ Tilgung der Vergehen dadurch erfolgen, schrieb dem Gebete magische Kraft zu, verlangte aber unbedingten Sicherung des Erfolges priesterliche Mitwirkung durch ein kompliziertes Zeremoniell. Sodann haben die Tibetener als unteren Belohnungsgrad (neben Sutavanti und Nirwana) die Wiedergeburt „unter den guten Wesen“ als Gott oder Mensch, so daß die Wiedergeburt als niedriges oder scheinliches Tier sowie die Höllenstrafen erlassen bleiben. Ein dritter Punkt des tibetianischen Buddhismus ist das Dogma von der Menschwerdung (Avatarnation) einzelner Gottheiten zum Heile der Menschheit, indem sie so für Ausbreitung und Befolgung der Lehre wirken. Obenan steht in dieser Beziehung der Dalai Lama, eine Art Papst in Tibet, indem nach einer im 15. Jahrhundert dabeist aufgetauchten Anschauung Buddha direkt sein Erloerwert forsieht, da er stets in ihm wiedergeboren wird; daher sitzt der Dalai Lama nie, sondern wechselt bloß die irdische Hülle und wird stets für dieselbe Stellung wiedergeboren“, d. h. in Wirklichkeit wird für die Stelle immer ein Jüngling aus einer der chinesischen Dynastie völlig ergeben

